

BECKMANN (flüstert): Der Riesel
DER EINBEINIGE (monoton): Was tust du hier. Du? In meinem
Zeug? Auf meinem Platz? Bei meiner Frau?
BECKMANN (wie gelähmt): Dein Zeug? Dein Platz? Deine Frau?
DER EINBEINIGE (immer ganz monoton und apathisch): Und du,
was du hier tust?
BECKMANN (stockend, leise): Das hab ich gestern nacht auch den
Mann gefragt, der bei meiner Frau war. In meinem Hemd war.
In meinem Bett. Was tust du hier, du? hab ich gefragt. Da hat
er die Schultern hochgehoben und wieder fallen lassen und hat
gesagt: Ja, was tu ich hier. Das hat er geantwortet. Da habe ich
die Schlafzimmertür wieder zugemacht, nein, erst noch das Licht
wieder ausgemacht. Und dann stand ich draußen.
EINBEINIGER: Komm mit deinem Gesicht unter die Lampe. Ganz
nah. (dumps) Beckmann!
BECKMANN: Ja. Ich. Beckmann. Ich dachte, du würdest mich nicht
mehr kennen.
EINBEINIGER (leise, aber mit ungeheurem Vorwurf): Beckmann . . .
Beckmann . . . Beckmann !!!
BECKMANN (gefoltet): Hör auf, du. Sag den Namen nicht! Ich will
diesen Namen nicht mehr haben! Hör auf, du!
EINBEINIGER (leiert): Beckmann. Beckmann.
BECKMANN (schreit auf): Das bin ich nicht! Das will ich nicht mehr
sein. Ich will nicht mehr Beckmann sein!
(Er läuft hinaus. Eine Tür kreischt und schlägt zu. Dann hört
man den Wind und einen Menschen durch die stillen Straßen
laufen)
DER ANDERE: Halt! Beckmann!
BECKMANN: Wer ist da?
DER ANDERE: Ich. Der Andere.
BECKMANN: Bist du schon wieder da?
DER ANDERE: Immer noch, Beckmann. Immer, Beckmann.
BECKMANN: Was willst du? Laß mich vorbei.
DER ANDERE: Nein, Beckmann. Dieser Weg geht an die Elbe.
Komm, die Straße ist hier oben.
BECKMANN: Laß mich vorbei. Ich will zur Elbe.
DER ANDERE: Nein, Beckmann. Komm. Du willst diese Straße hier
weitergehen.
BECKMANN: Die Straße weitergehen! Leben soll ich? Ich soll weiter-
gehen? Soll essen, schlafen, alles?
DER ANDERE: Komm, Beckmann.
BECKMANN (mehr apathisch als erregt): Sag diesen Namen nicht.

Ich will nicht mehr Beckmann sein. Ich habe keinen Namen
mehr. Ich soll weiterleben, wo es einen Menschen gibt, wo es
einen Mann mit einem Bein gibt, der meinewegen nur das eine
Bein hat? Der nur ein Bein hat, weil es einen Unteroffizier Beck-
mann gegeben hat, der gesagt hat: Obergefreiter Bauer, Sie
halten Ihren Posten unbedingt bis zuletzt. Ich soll weiterleben;
wo es diesen Einbeinigen gibt, der immer Beckmann sagt? Un-
ablässig Beckmann! Andauernd Beckmann! Und er sagt das, als
ob er Grab sagt. Als ob er Mord sagt, oder Hund sagt. Der mei-
nen Namen sagt wie: Weltuntergang! Dumps, drohend, ver-
zweifelt. Und du sagst, ich soll weiterleben? Ich stehe draußen,
wieder draußen. Gestern abend stand ich draußen. Heute steh
ich draußen. Immer steh ich draußen. Und die Türen sind zu.
Und dabei bin ich ein Mensch mit Beinen, die schwer und müde
sind. Mit einem Bauch, der vor Hunger bellt. Mit einem Blut,
das friert hier draußen in der Nacht. Und der Einbeinige sagt
immerzu meinen Namen. Und nachts kann ich nicht mal mehr
pennen. Wo soll ich denn hin, Mensch? Laß mich vorbei!
DER ANDERE: Komm, Beckmann. Wir wollen die Straße weiter-
gehen. Wir wollen einen Mann besuchen. Und dem gibst du sie
zurück.

BECKMANN: Was?

DER ANDERE: Die Verantwortung.

BECKMANN: Wir wollen einen Mann besuchen? Ja, das wollen wir.
Und die Verantwortung, die gebe ich ihm zurück. Ja, du, das
wollen wir. Ich will eine Nacht pennen ohne Einbeinige. Ich
gebe sie ihm zurück.

Ja! Ich bringe ihm die Verantwortung zurück. Ich gebe ihm die
Toten zurück. Ihm! Ja, komm, wir wollen einen Mann besuchen,
der wohnt in einem warmen Haus. In dieser Stadt, in jeder
Stadt. Wir wollen einen Mann besuchen, wir wollen ihm etwas
schenken – einen lieben guten braven Mann, der sein ganzes
Leben nur seine Pflicht getan, und immer nur die Pflicht! Aber
es war eine grausame Pflicht! Es war eine fürchterliche Pflicht!
Eine verfluchte – fluchte – fluchte Pflicht! Komm! Komm!

Hamlet als Autor

Wann man den *Ulysses* zum ersten Mal zu lesen versuchte, weiß man ungefähr. Aber mit Shakespeare wächst man auf, wie man in einer Landschaft aufwächst; erst nachträglich stellt man fest, in welcher Art Landschaft man da aufgewachsen ist. Es ist vielleicht ähnlich wie mit Mozart: bis man Genauerer über ihn erfährt, hat man ihn schon tief im Ohr. Was man als Schriftsteller etwa bei Joyce lernen kann oder lernen muß, das spürt man schon während der ersten Lektüre. Shakespeare gegenüber ist man angewiesen auf unbewußte Erfahrung. Ich zumindest hatte nie die Freiheit und Distanz, Shakespeares Techniken zu studieren. Als sein Leser und Zuschauer bin ich ziemlich willenlos, erlebe, mache Erfahrungen und komme nicht dazu, ans Metier zu denken. Diese Art Erfahrungen macht man sonst nur in der Wirklichkeit selber. Wer in die Badeanstalt geht, um Strandleben zu beobachten, sieht nichts. Wer zehn Jahre lang gern in die Badeanstalt ging, kann nach zehn Jahren plötzlich feststellen, daß er eine ganze Menge Erfahrungen hat mit bedenden Menschen. So könnte es einem mit Shakespeare gehen. Man wird ein Kenner, aber man weiß nicht recht, ob sich diese Kennerschaft je auswirken wird.

Nun sagte kürzlich einer meiner Freunde, als er mein letztes Stück gelesen hatte: »Daß es an Hamlet erinnert, kümmert dich nicht?« Ich erschrak. Mir war zwar beim Überarbeiten des Stückes aufgefallen, daß da Hamlet-Situationen passierten. Aber daß das ganze Stück jenen übermächtigen Schatten herbeschwören würde, hatte ich nicht befürchtet. Ich bat mich selber um Auskunft. Das Stück stellt einen jungen Mann vor, der wissen will, was sein Vater zwischen 1933 und 1945 getan hat; also provoziert er seinen Vater; um den Vater zum Sprechen zu bringen, spielt der Sohn als Rolle, was der Vater vermutlich in Wirklichkeit getan hat. Der Sohn spielt sich auf als Schuldiger, um seinen Vater darauf aufmerksam zu machen, daß da Schuld

ist, die verschwiegen wurde. Offenbar hat dieser Sohn hamletische Mittel und Praktiken der Provokation gewählt.

Einmal darauf aufmerksam gemacht, wollte ich mich nicht länger unbedacht in der Atmosphäre des größten Stückes der Theaterliteratur aufhalten. Deshalb versuchte ich, mir klarzumachen, daß weder Größenwahn noch die gegenteilige Art von Blindheit mich in diese Atmosphäre brachten, sondern eher ein zeitgeschichtlicher Umstand.

Jetzt fiel mir auf, daß Hamlet tatsächlich der intime Bundesgenosse jener Generation genannt werden kann, die zwischen 1933 und 1945 in Deutschland aufwuchs. Hamlet ist universal, ich weiß. Und daß man ihn bei uns schon immer gern zu einem Landsmann gemacht hätte, weiß ich auch. »Deutschland ist Hamlet«, dieser Satz aus dem vergangenen Jahrhundert ist natürlich im Shakespeare-Jahr wieder auf das feinste untersucht worden. Trotzdem glaube ich eigensinnig, daß jene Generation eine besondere Intimität zu Hamlet hat. Die gründet sich auf die schlimmsten geschichtlichen Umstände.

Die Erinnerung ist nicht davon abzubringen, daß die Jugend das Beste gewesen sei. Auch wenn diese Jugend stattfand zwischen 1933 und 1945 in Deutschland. Nachträglich erfährt man, was gleichzeitig stattfand in diesem Land. Während ich das Proustsche Törtchen zum ersten Mal in die Schokolade tunkte, rauchten die Kamine in Auschwitz. Das erste Fahrrad, das ich hatte, nimmt in der Erinnerung mit jedem Jahr zu an Glanz und Vollkommenheit, aber der Mai, in den ich damit fuhr, stellt sich heraus als der Mai, den andere nur durch den Stachelndraht von Dachau erlebten, etwa als ihren letzten Mai überhaupt. Und doch gelingt es mir nicht, das üblich-prächtige Bilderbuch der Jugend mit jenen Farben zu überziehen, die mir nachträglich geliefert wurden. Unvereinbar nebeneinander existieren mein erstes Erlebnis des *Sommernachtsstraums* und die Verhaftungen, die gleichzeitig stattgefunden haben müssen. Das Unvereinbare bleibt unvereinbar, aber man sieht es jetzt andauernd nebeneinander. So wird die Jugend eine Grotteske.

Nun hat man auch noch einen Vater. Wurde der nicht umgebracht zwischen 1933 und 1945, was hat er dann wohl getan in dieser Zeit? Was alle Väter miteinander getan haben, ist jetzt bekannt. Besieht man sich das, kann man sich am eigenen Geburtsdatum wieder freuen. Man hat einfach Glück gehabt. Nicht mehr sattsehen kann man sich an seinem eigenen Geburtsdatum. Und wenn man vor sich den Parolenschwall aufbränden läßt aus jener Zeit, dann spürt man einen Abstand zur Generation der Väter, der von Freud noch nicht formuliert werden konnte. Ohne alle Mühe ist man schon besser als fast alle Väter zusammen. Man hat nichts verbrochen damals. Was aber hat der eigene Vater getan? Genügt es, immerfort bloß an das zu denken, was alle Väter miteinander getan haben? Muß man nicht, um seiner selbst willen, so genau als möglich erfahren, wozu der eigene Vater imstande war? Ich, immerhin aus seinem Fleisch und Blut, hätte vielleicht ähnlich gehandelt, wenn es an mir gewesen wäre, damals zu handeln. Oder hätte ich wirklich anders gehandelt? Dazu müßte ich zuerst einmal wissen, was mein Vater getan hat. Die Väter sprechen aber nicht gern über jene Zeit. Vor allem sprechen sie nicht genau. Für alles haben sie nachträgliche Namen. Was soll also der Sohn tun? Er fängt an, seinen Vater zu beobachten. Er stellt Fangfragen. Er versucht, sich seinen Vater als Mörder vorzustellen. Das gelingt nicht. Er liebt seinen Vater: das gibt es doch auch. Auf jeden Fall, mit Freud kann er sich nicht erklären, was zwischen ihm und seinem Vater steht. Manchmal kommt sich der Sohn sehr gewissenshaft vor, weil ihm die Vergangenheit seines Vaters so wichtig ist. Manchmal ist er bereit, alles pauschal zu verurteilen, manchmal will er es pauschal billigen. Es schüttelt ihn hin und her zwischen Verurteilung und Verständnis. Gewissen, sonst eine eher seltene Begabung, wird so möglich für eine ganze Generation. Normalerweise gibt es Gewissen sicher nicht häufiger als etwa absolutes Musikgehör, und auch diese Generation ist mit Gewissen nicht reicher gesegnet als eine andere, aber durch die Handlungen der Väter ist sie

unfreiwillig in einen Konflikt gekommen, der Gewissen anstößt. Wer damit konkret zu tun hat, denkt dabei nicht gleich an Hamlet. Und wer die Schulterstücke oder Kragenspiegel eines Vaters in der Schublade findet und dadurch erfährt, daß sein Vater bei der SS war, fängt nun nicht gleich an, den Hamlet zu spielen. Es fehlt ihm dazu die große Leichtigkeit, Elsinore, der ganze ungeheure Text, vielleicht sieht er einmal eine Hamlet-Vorstellung, dann beneidet er den schwankenden Prinzen. Das läßt sich vermuten. Er muß ihn beneiden, weil Hamlets Vater auf der Seite der Opfer ist. Das gibt dem Schmerz eine schönere Richtung. Daß unser Sohn trotzdem Hamlet besser zu verstehen glaubt als irgend jemand sonst, das liegt wohl an Hamlets Mutter, die auf der Seite des Täters ist. Der Anteil, den die Mutter an Hamlets Zögern hat, macht Hamlet zu einer besonders verständlichen Figur für die, deren Väter zwischen 1933 und 1945 in Deutschland handelten. Wer damals geboren wurde und jetzt seinen Vater sucht in den Handlungen von damals, der ist auf eine traurige Weise prädestiniert für das Verständnis aller Hamlet-Einfälle. Wie der Vater das Stück befreift, sieht der Sohn, der neben dem Vater im Theater sitzt. Für den Vater ist es ein prächtiger Theaterabend. Der Sohn hört Wort für Wort und muß sich nichts übersetzen in das Vokabular der Gegenwart. Das Ballett des Gewissens, das Hamlet da droben tanzt, macht er mit, Schritt für Schritt. So möchte er, denkt der Sohn, morgen und übermorgen und so lange seinen Vater umlauern, umtanzen und vor dem himphantisieren, beziehungsreich und anzüglich und provozierend, bis der plötzlich gestände. Aber gleich nach dem Theater, auf dem Heimweg, wird er völlig verstummen, wenn der Vater kenntnisreich die Aufführung rühmt, wenn der behauptet, eine solche Ophelia habe er noch nie gesehen, so gut balanciert zwischen Liebreiz und Wahnsinn; und der König sei klüger kaum darzustellen als Verkörperung persönlicher Triebhaftigkeit und notwendiger Staatsraison. Und wenn sie heimkommen, ist da kein Schloß Elsinore, es fehlt der zum vielsinnigen Spaß reizenden

Frankfurt, in die Klinik, in die Redaktion, ins Büro. Und wie viel Nachsicht für den Sohn, der bloß zuschaut! Was muß man hinter sich haben, um so nachsichtig zu werden? Und an Weihnachten christlich, am Wahltag demokratisch, am Karfreitag nachdenklich, und fröhlich summend wie eine Hummel, an Pfingsten. Aber am ersten Werktag funktioniert er wieder, als hätte er keine Sekunde ausgesetzt. Was muß man hinter sich haben, um so besinnungslos arbeiten zu können, fragt da der Sohn. Was soll da vergessen werden? Die Antworten werden die Väter geben. Aus dem Fundus der Handlungen aller Väter seiner Generation wird sich der Sohn die Handlungen seines Vaters erdenken. Das wird er aufschreiben als ein Theaterstück. Die Väter und die Söhne sollen es miteinander anschauen. Da fällt ihm wieder Hamlet ein. Er nimmt sich vor, während der Vorstellung nicht auf die Bühne zu schauen, sondern ins Publikum. Er wird aufpassen, ob der Vater links neben ihm und der Vater rechts neben ihm, ob sie die Handlung als ihre Handlung erkennen, ob sie lächeln werden oder die Lippen zerbeißen. Und auf dem Heimweg, hofft er, wird nicht nur davon die Rede sein, daß diese Ophelia besser war. Davon wird überhaupt nicht die Rede sein, weil keine Ophelia mitspielen wird und weil die Schauspieler die Rollen zum ersten Mal spielen. Man wird also nur darüber sprechen, wie der und der Schauspieler den ehemaligen SS-Funktionär spielte. Und man wird fragen können: waren SS-Funktionäre so? Oder: wie sind sie jetzt? Und damit wäre das erste Wort gefallen.

So etwa, denke ich, spielt Hamlet zur Zeit bei uns seine Rolle. Er regt an, die Bühne zu benutzen zur Darstellung des gerade Geschehenen, daß alle miteinander Zeugen werden; daß öffentlich wird, was geschehen ist; daß zur Sprache gebracht wird, was verschwiegen wurde. Hamlet als Autor holt sich das Beispiel, das er seiner Umwelt vorspielt, aus dem Stoff dieser Umwelt. Aber er läßt keinen Augenblick vergessen, daß jetzt die Handlungen gespielt werden. Er imitiert nicht bloß, er spielt und läßt spielen. }

Hamlet sah offenbar kein anderes Mittel, sich zu helfen. Die in einer verwandten Situation sind, die zum Beispiel in einer Familie leben, in der gerade noch gemordet wurde, werden dieses Mittel immer benutzen.

Es ist sowieso schwer zu verstehen, daß wir so viele Stücke haben über Iphigenie, Amphitryon oder Faust und nur ein neunenswertes über Hamlet. Mag sein, das liegt daran, daß dieses eine gleich das denkbar Vollkommenste ist. Wie anders sollte man begreifen, warum Hamlet nicht zum immer wieder auftauchenden Motiv der europäischen Literatur wurde, wo uns doch die Geschichte ein ums andere Mal mit Ereignissen konfrontiert, denen gegenüber wir Hamlet sind.